

Sonntagsblick Magazin Sie+Er | 22. April 2007

«Mein Hass ist ewig»

Vlora Shabani musste zusehen, wie ihre Familie von marodierenden Serben erschossen wurde. Das war vor acht Jahren. Kurz nach der schrecklichen Tat lernte der Fotograf Fabian Biasio die Kosovo-Albanerin kennen. Andrea Strässle beschreibt, wie die inzwischen 20-jährige Vlora mit ihrem Schicksal fertig zu werden versucht.

Vlora träumt. Die Ärzte sagen, sie müssten sie operieren. Sie legen sie auf den Operationstisch und lachen. Erst jetzt bemerkt Vlora: Es sind serbische Ärzte. Da weiss sie: «Die wollen mich nicht operieren, die wollen mir den Kopf abschneiden.» Plötzlich sind da auch ihre Eltern und der kleine Fisnik und der Grossvater, und Vlora kann nur noch eines denken: «Sie wollen uns alle aufessen.» Sie beginnt zu schreien und zu weinen. Und dann schlagen sie ihr den Kopf ab.

Vlora kaut auf ihrer Unterlippe. Über ihre linke Wange verläuft eine feine Narbe. Acht Jahre ist es her, und die Alpträume überfallen sie immer noch. Sie sitzt in ihrem Zimmer am Boden, das Kinn aufs Knie gestützt, barfuss, klein und schmal, in Trainerhose und rotem T-Shirt. Vlora Shabani aus Llasticë, Kosovo, 20 Jahre alt, Vollwaise seit acht Jahren. Seit dem 30. April 1999, als marodierende Serben den Vater, die Mutter, den Grossvater, den kleinen Bruder und zehn weitere Dorfbewohner vor ihren Augen mit Kopfschüssen hingerichtet haben.

Es ist das dritte Mal, dass ich Vlora besuche. Fotograf Fabian Biasio hat mich zu ihr geführt. Er hat sie kurz nach dem Massaker kennengelernt und begleitet sie seither mit der Kamera. Das Haus, in dem Vlora heute wohnt, steht fast an derselben Stelle, wo vor acht Jahren noch ihr Elternhaus stand - bevor es geplündert und niedergebrannt wurde.

Das neue Haus gehört Vloras älterem Bruder Artizan. Sie hat darin ein eigenes Zimmer bekommen. Dort schläft sie auf Schaumstoffmatten, bis in den Vormittag hinein. Da ist nichts, wofür es sich lohnte, früh aufzustehen: keine Schule, kein Job. Vlora hilft im Haushalt, hütet ihre Nichte oder schaut einfach zu, wie die Zeit als zäher Brei an ihr vorbeifliesst. Wie viel aufregender wäre es, in der Stadt zu wohnen, in Pristina, findet Vlora. Und wie wäre es erst, eine Arbeit zu haben, eigenes Geld zu verdienen! «Aber das ist ein Traum», sagt die junge Frau. «Wer keine Beziehungen hat, findet hier keine Arbeit.»

Es war wenige Tage nach den ersten Nato-Luftangriffen, am 27. März 1999, als in Llasticë die ersten serbischen Granaten explodierten, als die 2000 albanischen Dorfbewohner um ihr Leben rannten, dem Bach entlang oder den Hügel hinauf in die Wälder, manche bis über die Grenze nach Mazedonien. Auch Vloras Familie floh und verbarg sich tagelang im Wald.

«Wir sind zurückgegangen ins Dorf, um Brot zu backen. Meine Eltern, mein kleiner Bruder und ich. Meine zwei anderen Brüder blieben im Wald zurück. Ich war im Haus, als ich jemanden ans Tor hämmern hörte. Dann brachen sie das Tor auf, serbische Soldaten und Paramilitärs stürmten in den Hof. Einer schrie Befehle, die ich nicht verstand. Sie schossen in die Luft, immer dreimal hintereinander, damdamdam, damdamdam. Sie sprachen kurz mit meinem Vater, der beim Kuhstall war, stürmten hinüber zu den Nachbarn und kamen mit der Familie Hyseni und zwei anderen Leuten aus dem Dorf wieder zurück. Dann haben sie alle bei uns in der Küche zusammengetrieben, neunzehn Menschen. Die Frauen haben geschrien, wir Kinder geheult, die Männer haben versucht, auf Serbisch mit den Soldaten zu verhandeln.»

Drei Monate später trifft Fabian Biasio in Llasticë zum ersten Mal auf die zwölfjährige Vlora. Die Nato hat die serbischen Truppen aus dem Kosovo vertrieben. Allmählich kehren die Bewohner in ihr Dorf zurück, zu den zerstörten Häusern, der ausgebrannten Moschee. Auf Vloras linker Wange leuchtet eine Narbe, eineflammende Furche.

Der 30. April 1999 hat der Kosovar die Sprache geraubt. Bis heute spricht sie abgehackt, sie stottert, und oft versagen ihre Stimmbänder. «Viele halten mich für seltsam», sagt sie, «weil ich nicht mit den Leuten rede und häufig allein bin.»

«Nur ein serbischer Soldat und ein glatzköpfiger Zigeuner blieben im Zimmer. Sie trennten die Frauen und Kinder von den Männern. Und dann begannen sie auf die Männer zu schießen. Der erste, der starb, war Herr Hyseni. Er brach zusammen und ich sah, dass die obere Hälfte seines Kopfes weg war. Dann erschossen sie die beiden Männer aus dem Dorf, dann meinen Grossvater, dann meinen Vater, dann einen jungen Burschen und so weiter. Ich sah wie Herr Hysenis Neffe am Boden lag, Blut spritzte aus seinem Kopf, ich sah, wie er um sein Leben kämpfte wie ein Huhn ohne Kopf. Er schrie, wie ich es noch nie gehört hatte.»

Im Zimmer steht nur ein Möbelstück: eine mächtige Wohnwand aus dunklem Holz. In der Vitrine, hinter dem guten Geschirr der Schwägerin, hängen ein paar Fotos von Artizans Hochzeit und von Vloras Schulabschluss vor über zwei Jahren. Eine sorgfältig frisierte und geschminkte elegante junge Frau lächelt in die Kamera, im rosa schimmernden Kleid. Als Kind hatte sie Ärztin werden wollen. Nach dem Tod ihrer Eltern begrub sie den Traum ohne grosse Wehmut. Fast gleichgültig nahm sie hin, dass ein Studium ausserhalb ihrer finanziellen Möglichkeiten lag. Ihr blieb die Oberschule medizinischer Ausrichtung – und die vage Hoffnung auf eine Stelle als Pflegerin.

«Als sie mit den Männern fertig waren, wandten sie sich uns zu. Die Frauen schrien durcheinander. Als Erstes trafen sie Frau Hyseni mit dem Baby, dann ein Mädchen. Und dann feuerten sie auf meinen kleinen Bruder Fisnik. Meine Mutter schrie wie verrückt, und da schossen sie ihr in den Kopf. Ich stand hinter meiner Mutter, als sie zu Boden stürzte und habe mich einfach auch fallen lassen. Dann habe ich mich nicht mehr gerührt, bis ich dachte, die Männer seien weg. Ich hob den Kopf, doch sie waren immer noch da, bemerkten meine Bewegung und schossen in meine Richtung. Ich weiss noch, dass meine Wange ganz heiss wurde. Dann bin ich wohl bewusstlos geworden.»

Zu den Schulkolleginnen hat Vlora den Kontakt verloren. Die einen studieren in Pristina, die anderen haben geheiratet, sind weggezogen. Die beste Freundin und Vertraute ist ihre Cousine Teuta Hasani. Auch sie studiert und verbringt nur noch die Wochenenden und Ferien in Llasticë. Heute hocken die beiden im Innenhof der Familie Hasani am Boden und albern herum. Teuta, mit Pferdeschwanz und in kurzen Latzhosen, sprüht vor Temperament und steckt die ruhige Vlora an.

«Als ich aufwachte, merkte ich, dass ich verletzt war. Mein Gesicht und meine Hand waren voller Blut. Ich sah, dass noch andere Kinder überlebt hatten. Ein Junge namens Ymer sass einfach in der Ecke. Da war so viel Blut. Ich holte Wasser für die Verletzten. Als ich meinem Brüderchen Fisnik Wasser gab, lief es auf der Seite wieder raus. Ich sah, dass ein Loch in seiner Backe war.»

Teuta weiss, was Vlora vor acht Jahren erlebt hat. Sie ist eine der wenigen, mit denen diese reden kann. Bei Vlora zu Hause wird geschwiegen – bis heute. Mehrmals bricht Vlora mitten im Satz ab, verstummt, weil jemand den Kopf zur Tür hereinstreckt. «Es ist zu schwierig, in der Familie über die Vergangenheit zu reden», sagt sie. «Zu viel Wut und Schmerz und Angst.» Jedes Wort droht das Grauen wieder aufleben zu lassen, lässt den Film der Erinnerung erneut ablaufen. Zu schweigen, ist weniger schmerzhaft.

Vlora ist die Einzige, die sich von Anfang an zwingen lässt, zu sprechen. Sie ging auch hin, als eine Hilfsorganisation sie zu Gesprächsstunden einlud. Anstelle einer qualifizierten Therapeutin empfing sie eine albanische Kindergärtnerin, die nur mit einem kurzen Kurs auf die Arbeit mit schwer traumatisierten Kindern vorbereitet worden war. Nach einigen Versuchen gab Vlora auf.

«Einer der Männer lebte noch, der Schuss hatte nur seine Schulter getroffen. Er schrieb einen Zettel auf Serbisch und sagte: Geh nach Zhegra und gib den Zettel der Polizei.»

Wenn es Vlora nicht mehr aushält, steigt sie in den Bus nach Gjilan. Dort sind wir heute auch verabredet. Eine hübsche junge Dame springt die paar Stufen zur Veranda des Cafés hinauf und winkt uns zu. Ist sie das tatsächlich? Wir erkennen die 20-Jährige kaum wieder, mit den getuschten Wimpern und dem hellgrünen Trägertop, das sie immer wieder zurechtupft, damit nicht zu viel und nicht zu wenig von Hüfte und Décolleté zu sehen ist.

Nach einer kurzen Plauderei schlendern wir durch die Einkaufsstrasse. Vor jedem Geschäft knattert ein Stromgenerator. Vlora zieht es in ein Internetcafé. Wenig später chattet sie im Zweifingersystem mit einer Bekannten, grinst hin und wieder in die Webcam. Ein Mädchen in engen Jeans und knappem T-Shirt holt Vlora in die Wirklichkeit zurück, begrüsst sie mit Küsschen und streckt ihr ein Päckchen Zigaretten hin. Die beiden haben sich vor einigen Monaten hier kennen gelernt. Vlora steckt sich eine Zigarette an und taucht wieder ab in die virtuelle Welt. Eine Armlänge neben ihr knallt ein Zehnjähriger in einem Ego-Shooter-Game Gegner um Gegner ab. Köpfe zerplatzen, virtuelles Blut spritzt.

«Vor dem Posten in Zhegra standen ein paar Polizisten. Sie starrten mich an, wahrscheinlich, weil ich so voller Blut war. Der Polizist, dem ich das Papier gab, besprach sich auf Serbisch mit seinen Kollegen. Dann brachten sie uns in ein Büro und fragten nach unseren Namen und woher wir kämen und was passiert sei. Sie machten mir keinen Verband, gar nichts. Erst nachher zeigten sie mir das Badezimmer, und ich musste mich waschen. Schliesslich brachten sie uns nach Gjilan ins Krankenhaus.»

Zurück daheim ist es bereits dunkel. Wieder einmal gibt es keinen Strom. Vlora zündet eine Kerze an, stellt sie vor sich auf den Teppich. Im Hof kräht ein Hahn. Im Halbdunkeln verrät die junge Frau ein Geheimnis: Sie hat jemanden kennengelernt. Einen jungen Mann aus Pristina. Sie schaut verlegen lächelnd an mir vorbei in die Dunkelheit. «Er ist sehr, sehr nett.» Noch weiss zu Hause niemand etwas davon, gesteht sie. Aber demnächst will er nach Llasticë kommen und sich der Familie vorstellen.

«Im Spital untersuchten mich die Ärzte. Eine Kugel hatte meinen kleinen Finger gestreift und meine Wange aufgerissen. Sie gipsten meine Hand und sagten, ich müsse im Krankenhaus bleiben. Ich fragte die Polizisten, ob sie Leute nach Llasticë geschickt hätten. Sie sagten Ja. Dabei haben sie die anderen Verletzten erst am Abend aus dem Haus geholt und ins Spital gebracht. Und die Leichen liessen sie einfach liegen.»

In einer Ecke in Vloras Zimmer steht ein schwarzer Koffer. Er begleitete sie zwei Jahre nach dem Massaker in die USA. Zu Bill. Der Finanzberater William Brill aus Annapolis, Maryland, war via «Washington Post» auf ihr Schicksal aufmerksam geworden und wollte dem Mädchen helfen. Über die KFOR nahm er Kontakt mit Vlora und ihren Verwandten auf, lud sie ein, auf seine Kosten in den USA die zerfetzte Wange und den zertrümmerten Finger operieren zu lassen. Die drei Monate in den USA helfen, Vloras äussere Wunden verheilen zu lassen: Sie kann den kleinen Finger wieder bewegen, die vormalige tiefe Narbe auf der Wange ist nur noch eine dünne Linie.

«Als die anderen Verletzten ins Spital gebracht wurden, muss ich geschlafen haben. Als ich aufwachte, sah ich das Nachbarsmädchen Leonora, das auch überlebt hatte, draussen auf dem Korridor. Ich fragte, ob alle Verletzten hier seien, und sie sagte: «Ja, alle.» «Wo ist Fisnik?», wollte ich wissen. Sie hätten meinen kleinen Bruder nicht mitnehmen können, sagte Leonora. Die Serben hätten das Haus angezündet, und als man Fisnik rausholen wollte, seien die Flammen schon zu hoch gewesen.»

Nur einen Kilometer entfernt liegt das von Serben bewohnte Dorf Pasjane. Es heisst, unter denen, die damals über Llasticë herfielen, seien auch Männer aus Pasjane gewesen. Jedes Mal, wenn Vlora nach Gjilan fährt, passiert sie das serbische Dorf. Würde sie aus dem Busfenster schauen, sähe sie Kinder, die vor den Häusern hocken und spielen, Greisinnen mit schwarzen Kopftüchern, die sich schweigend an die Hausmauern drücken. Der Bus holpert über die Strassenschwellen, welche die Uno-Polizei in jedem serbischen Dorf errichtet hat. «Damit die Albaner nicht durchrasen und Granaten werfen», sagen die Serben. «Damit uns die Serben besser abknallen können», sagen die Albaner.

Die Serben fürchten sich bis heute vor Racheakten der Albaner. Amerikanische Soldaten patrouillieren zu ihrer Sicherheit in und um Pasjane. Werden die Menschen im Kosovo je vergessen können? Vloras Augenbrauen ziehen sich zusammen. «Die Serben haben mein Leben zerstört.» Ihr Blick fixiert das Muster auf dem Teppichboden. «Ich hasse sie», sagt sie, ohne aufzuschauen. «Ich werde sie immer hassen.»

Wenn sie das nächste Mal kommen, von der Polizei oder von der Uno, dann wolle sie keine Fragen mehr beantworten, sagt Vlora. Sie hat die Hoffnung aufgegeben, dass die Täter je bestraft werden. «Ich habe immer erzählt, so gut ich konnte – aber es passiert nichts.» Dabei ist sie sicher, einen der Männer wiedererkannt zu haben, in Ponesh, 20 Kilometer von Llasticë entfernt. «Wir sind auf der Strasse aneinander vorbeigegangen. Er hat mir in die Augen geschaut, aber nichts gesagt.»

Sabit Maliqi, Untersuchungsrichter des Distrikts Gjilan, macht ein resigniertes Gesicht. Vor ihm auf dem Pult liegen die Akten zum Fall Llasticë, zuoberst eine Anzeige, entgegengenommen auf dem Polizeiposten in Gjilan am 3. Mai 1999. Er blättert in den Unterlagen. 21 Tote sind für den April 1999 in Llasticë darin verzeichnet, darunter die verkohlten Überreste von mindestens elf Erwachsenen und Kindern im Haus der Familie Shabani. Wie alle Fälle von «ethnischen Säuberungen» wurde die Angelegenheit der Uno-Verwaltung übergeben. Sabit Maliqi macht eine hilflose Handbewegung. «Seither habe ich nichts mehr gehört.»

Vor den 21 Grabsteinen am Dorfrand grast eine Kuh, bewacht von einem kleinen Mädchen. Auf jedem der Grabmale leuchtet das rote Kosovo-Wappen. Auf vier der Steine stehen die Namen von Grossvater, Vater, Mutter und Bruder Shabani. Vlora steckt die Hände in die Hosentaschen. Die Kosovo-Albaner haben endlich Anspruch auf die völlige Unabhängigkeit, sagt sie. Und die serbische Minderheit? «Wenn wir unabhängig sind, werden die meisten Serben von hier weggehen. Und das ist besser so.»

«Ich war lange überzeugt, dass mein Leben zerstört ist und ich nie, nie mehr glücklich sein werde», sagt Vlora. Vor zwei Jahren habe sie aber beschlossen, nicht mehr ständig über die Vergangenheit nachzugrübeln. «Ich bin müde und will nicht mehr so oft daran denken müssen.»

Und so teilt die junge Frau ihr Leben heute in Kapitel ein: Das erste, «das Wundervolle», umfasst die ersten dreizehn Lebensjahre zusammen mit ihren Eltern, mit ihrer Familie. Das zweite, «das Schreckliche» beginnt mit dem Massaker und ist voller Leid, Trauer und Wut. «Und jetzt habe ich ein neues Kapitel aufgeschlagen.»

Was es bringt, weiss Vlora nicht. Aber sie hofft endlich wieder.

Infobox:

Der Streit um Kosovos Zukunft

Seit der erfolgreichen Nato-Intervention im Frühsommer 1999 steht der Kosovo unter Uno-Verwaltung. Die Friedenstruppe (KFOR), an der sich auch die Schweiz beteiligt, hat der mehrheitlich von muslimischen Albanern bewohnten Unruheprovinz eine gewisse Stabilität gebracht – und den Minderheiten der Serben und Roma Schutz vor Racheakten.

Der Uno-Sondergesandte Martti Ahtisaari hat kürzlich seinen Lösungsvorschlag präsentiert: Er will den Kosovo so schnell wie möglich in die Unabhängigkeit überführen. Eine starke militärische Präsenz der internationalen Gemeinschaft soll den Prozess vorerst absichern und die Minderheiten schützen. Die serbische Regierung in Belgrad – unterstützt von Russland – wehrt sich dagegen, sie betrachtet den Kosovo als Teil ihres «historischen Territoriums». Kommende Woche will sich der Uno-Sicherheitsrat selbst vor Ort ein Bild machen und danach über die Statusfrage entscheiden.

Die Schweizer Aussenministerin Micheline Calmy-Rey hat sich bereits vor zwei Jahren deutlich für die völlige Unabhängigkeit der Provinz engagiert. Mit gutem Grund: Knapp 200 000 Menschen aus dem Kosovo leben und arbeiten bei uns, das sind zehn Prozent der gesamten Bevölkerung. Die Klärung der Statusfrage hat deshalb für die Schweiz eine besondere Bedeutung. «Die dadurch geschaffenen engen Bande haben einen direkten Einfluss auf die Migrationsströme, legale wie illegale», erklärt Calmy-Rey. «Es liegt deshalb in unserem Interesse, den Frieden und die Stabilität im Balkan zu fördern.»

© Andrea Strässle